

Überlieferung in der Moderne



Franz Kafka (Tagebuch 1922)

Diese ganze Litteratur ist Ansturm gegen die Grenze und sie hätte sich, wenn nicht der Zionismus dazwischen gekommen wäre, leicht zu einer neuen Geheimlehre, einer Kabbala entwickeln können. Ansätze dazu bestehen. Allerdings ein wie unbegreifliches Genie wird hier verlangt, das neu seine Wurzeln in die alten Jahrhunderte treibt oder die alten Jahrhunderte neu erschafft und mit dem alten sich nicht ausgibt, sondern jetzt erst sich auszugeben beginnt.

Simone Weil

Diese Welt ist die geschlossene Pforte. Sie ist eine Schranke und zugleich der Durchgang.

Es gibt Wahrheiten, die dem Verstand zugänglich sind, die er aber erst erfassen kann, nachdem er im Schweigen durch das Unbegreifliche hindurchgegangen ist.

- glauben, daß das Unbegreifbare trotzdem erscheint, und zwar verborgen.

Die eigentliche Methode der Philosophie besteht darin, die unlösbaren Probleme in ihrer Unlösbarkeit klar zu erfassen, sie dann zu betrachten, weiter nichts, unverwandelt, unermüdlich, Jahre hindurch, ohne jede Hoffnung, im Warten.

Der Übergang zum Transzendenten vollzieht sich, (...) wenn die menschlichen Fähigkeiten – Verstand, Wille, menschliche Liebe – an eine Grenze stoßen und der Mensch auf dieser Schwelle verharrt, über die hinaus er keinen Schritt tun kann, (...) und dies, ohne sich von ihr abzuwenden, ohne zu wissen was er begehrt, und angespannt im Warten.
(148)

Die Intelligenz muss nichts finden, sie muss den Weg freiräumen.

Wittgenstein

Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.

Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische.

Nicht wie die Welt ist ist das Mystische, sondern daß sie ist.

Es ist klar, daß sich die Ethik nicht aussprechen läßt. Die Ethik ist transcendental.

Die Tatsachen gehören alles zur Aufgabe, nicht zur Lösung.

Catharina Regina von Greiffenberg

Über das unaussprechliche Heiligen-Geistes-Eingeben

Du ungesehner Blitz, du dunkel-helles Licht,
Du herzerfüllte Kraft, doch unbegreiflichs Wesen!
Es ist was Göttliches in meinem Geist gewesen,
Das mich bewegt und regt: Ich spür ein seltnes Licht.

Die Seel ist von sich selbst nicht also löblich licht.
Es ist ein Wunder-Wind, ein Geist, ein webend Wesen,
Die ewig Atem-Kraft, das Erz-Sein selbst gewesen,
Das ihm in mir entzündt dies himmel-flammend Licht.

Du Farben-Spiegel-Blick, du wunderbuntes Glänzen!
Du schimmerst hin und her, bist unbegreiflich klar;
Die Geistes-Taubenflüg' in Wahrheits-Sonne glänzen.

Der gott-bewegte Teich ist auch getrübet klar!
Es will erst gegen ihr die Geistes-Sonn beglänzen
Den Mond, dann dreht er sich, wird erden-ab auch klar.

Heinrich Heine

Aus: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.

... und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann ... und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome ... Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner freilich ist auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte ...

Xenophanes

Sieben und sechzig Jahre sind's heute, dass ich im Elend
Wie ein Ball hin und her geworfen werde, durch Hellas,
Von der Geburt gerechnet, waren es aber schon damals
Fünfundzwanzig Jahre, sollt' ich die Rechnung noch meistern.

Beim Feuer ziemt sich ein solches Gespräch im Winter,
Wenn man gesättigt ruht und süßen Wein trinkt,
und dazu Nüsse knuspert: „Von wo kommst du her?
Wer war dein Vater? Wie alt bist du, Freund?
Und wie alt warst du als der Meder kam?

Stumpfe Nasen und schwarz: so sind Äthiopiens Götter,
Blauäugig und blond: so sehn ihre Götter die Thraker.
Aber die Rinder und Rosse und Löwen, hätten Sie Hände,
Hände wie Menschen zum Zeichnen, zum Malen, ein Bildwerk zu formen,
Dann würden die Rosse die Götter gleich Rossen, die Rinder gleich Rindern malen,
und deren Gestalten, die Formen der göttlichen Körper,
Nach ihrem eigenen Bilde schaffen: ein jedes nach seinem.

„Ein Gott nur ist der größte, allein unter Göttern und Menschen.
Nicht an Gestalt den Sterblichen gleich, noch in seinen Gedanken.
Stets am selbigen Ort verharret er, ohne Bewegung,
Und es geziemt ihm auch nicht, bald hierhin, bald dorthin zu wandern.
Mühlos regiert er das All allein durch sein Wissen und Wollen.
Ganz ist er Sehen; ganz Denken und Planen; und ganz ist er Hören.“

„Sichere Wahrheit erkannte kein Mensch und wird keiner erkennen
Über die Götter und alle die Dinge, von denen ich spreche.
Selbst wenn es einem auch glückt, die vollkommenste Wahrheit zu künden,
Wissen kann er sie nie: Es ist alles durchwebt von Vermutung.

Nicht von Beginn an enthüllten die Götter den Sterblichen alles;
aber im Laufe der Zeit finden wir, suchend, das Bessere.

Friedrich Nietzsche

(Aus dem Nachlass, und »Die fröhliche Wissenschaft«)

Wohin ist Gott? Was haben wir gemacht? Haben wir denn das Meer ausgetrunken? Was war das für ein Schwamm, mit dem wir den ganzen Horizont um uns auslöschten? Wie brachten wir dies zustande, diese ewige feste Linie wegzuwischen, auf die bisher alle Linien und Maße sich zurückbezogen, nach der bisher alle Baumeister des Lebens bauten, ohne die es überhaupt keine Perspektive, keine Ordnung, keine Baukunst zu geben schien? Stehen wir denn selber noch auf unseren Füßen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und gleichsam abwärts, rückwärts, seitwärts, nach allen Seiten? Haben wir nicht den unendlichen Raum wie einen Mantel eisiger Luft um uns gelegt? Und alle Schwerkraft verloren, weil es für uns kein Oben, kein Unten mehr gibt?

Und wenn wir noch leben und Licht trinken, scheinbar wie wir immer gelebt haben, ist es nicht gleichsam durch das Leuchten und Funkeln von Gestirnen, die erloschen sind? Noch sehen wir unseren Tod, unsere Asche nicht, und dies täuscht uns und macht uns glauben, daß wir selber das Licht und das Leben sind – aber es ist nur das alte frühere Leben im Lichte, die vergangene Menschheit und der vergangene Gott, deren Strahlen und Gluten uns immer noch erreichen – auch das Licht brauchte Zeit, auch der Tod und die Asche brauchen Zeit! Und zuletzt, wir Lebenden und Leuchtenden: wie steht es mit dieser unserer Leuchtkraft? verglichen mit der vergangner Geschlechter? Ist es mehr als jenes aschgraue Licht, welches der Mond von der erleuchteten Erde erhält.

Große Nachrichten brauchen lange Zeit, um verstanden zu werden, während die kleinen Neuigkeiten vom Tage eine laute Stimme und eine Allverständlichkeit des Augenblicks haben. Gott ist tot! Und wir haben ihn getötet! Dies Gefühl, das Mächtigste und Heiligste, was die Welt bisher besaß, getötet zu haben, wird noch über die Menschen kommen, es ist ein ungeheures neues Gefühl! Wie tröstet sich einmal der Mörder aller Mörder! Wie wird er sich reinigen!

Diese lange Fülle und Folge von Abbruch, Zerstörung, Untergang, Umsturz, die nun bevorsteht: wer erriete heute schon genug davon, um den Lehrer und Vorrausverkünder dieser ungeheuren Logik von Schrecken abgeben zu müssen, den Propheten einer Verdüsterung und Sonnenfinsternis, derengleichen es wahrscheinlich noch nicht auf Erden gegeben hat?

Selbst wir geborenen Rätselrater, die wir gleichsam auf den Bergen warten, zwischen heute und Morgen hingestellt und in den Widerspruch zwischen Heute und Morgen hineingespant, wir Erstlinge und Frühgeburten des kommenden Jahrhunderts, denen eigentlich die Schatten, welche Europa alsbald einwickeln müssen, jetzt schon zu Gesicht gekommen sein sollten: woran liegt es doch, daß selbst wir ohne rechte Teilnahme für diese Verdüsterung, vor allem ohne Sorge und Furcht für uns ihrem Heraufkommen entgegensehen?

Stehen wir vielleicht noch zu sehr unter den nächsten Folgen des Ereignisses – und diese nächsten Folgen, seine Folgen für uns sind, umgekehrt als man vielleicht erwarten könnte, durchaus nicht traurig und verdüsternd, vielmehr wie eine neue schwer zu beschreibende Art von Licht, Glück, Erleichterung, Erheiterung, Ermutigung, Morgenröte ...

In der Tat, wir Philosophen und `freien Geister´ fühlen uns bei der Nachricht, daß der `alte Gott´ tot ist, wie von einer neuen Morgenröte angestrahlt; unser Herz strömt dabei über von Dankbarkeit, Erstaunen, Ahnung, Erwartung, – endlich erscheint uns der Horizont wieder frei, gesetzt selbst, daß er nicht sehr hell ist, endlich dürfen unsere Schiffe wieder auslaufen, auf jede Gefahr hin auslaufen, jedes Wagnis des Erkennenden ist wieder erlaubt, das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, vielleicht gab es noch niemals ein so »offnes Meer«

Friedrich Hölderlin

Ermunterung

Echo des Himmels! heiliges Herz! warum
Warum verstummst du unter den Lebenden,
Schläfst, freies! von den Götterlosen
Ewig hinab in die Nacht verwiesen?

Wacht denn, wie vormals, nimmer des Aethers Licht?
Und blüht die alte Mutter, die Erde nicht?
Und übt der geist nicht da und dort, nicht
Lächelnd die Liebe das Recht noch immer?

Nur du nicht mehr! doch mahnen die Himmlischen,
Und stillebildend weht, wie ein kahl Gefild,
Der Othem der Natur dich an, der
Allerheiternde, seelenvolle.

Beim Jova! bald, bald singen die Haine nicht
Des Lebens Lob allein, denn es ist die Zeit,
Daß aus der Menschen Munde sie, die
Schönere Seele sich neuverkündet,

Dann liebender im Bunde mit Sterblichen
Das Element sich bildet, und dann erst reich,
Bei frommer Kinder Dank, der Erde
Brust, die unendliche, sich entfaltet

Und unsre Tage wieder, wie Blumen, sind
Wo sie, des Himmels Sonne sich ausgetheilt
Im stillen Wechsel sieht und wieder
Froh in den Frohen das Licht sich findet,

Und er, der sprachlos waltet und unbekannt
Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geist
Im Menschenwort, am schönen Tage
Kommenden Jahren, wie einst, sich ausspricht.

Friedrich Nietzsche

Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne

In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmüthigste und verlogenste Minute der „Weltgeschichte“: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mussten sterben. – So könnte Jemand eine Fabel erfinden und würde doch nicht genügend illustriert haben, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt; es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war; wenn es wieder mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben. Denn es giebt für jenen Intellekt keine weitere Mission, die über das Menschenleben hinausführte. Sondern menschlich ist er, und nur sein Besitzer und Erzeuger nimmt ihn so pathetisch, als ob die Angeln der Welt sich in ihm drehten.

Franz Kafka

(Zwei Kinder)

Vor der Auslage von Casinelli drückten sich zwei Kinder herum, ein etwa sechs Jahre alter Junge, ein sieben Jahre altes Mädchen, reich angezogen, sprachen von Gott und von Sünden. Ich blieb hinter ihnen stehen. Das Mädchen, vielleicht katholisch, hielt nur das Belügen Gottes für eine eigentliche Sünde. Kindlich hartnäckig fragte der Junge, vielleicht ein Protestant, was das Belügen der Menschen oder das Stehlen sei. »Auch eine sehr große Sünde«, sagte das Mädchen, »aber nicht die größte, nur die Sünden an Gott sind die größten, für die Sünden an Menschen haben wir die Beichte. Wenn ich beichte, steht gleich wieder der Engel hinter mir, wenn ich nämlich eine Sünde begehe, kommt der Teufel hinter mich, nur sieht man ihn nicht.« Und des halben Ernstes müde, drehte sie sich zum Späße auf den Hacken um und sagte: »Siehst du, niemand ist hinter mir.« Ebenso drehte sich der Junge um und sah dort mich. »Siehst du«, sagte er ohne Rücksicht darauf, daß ich es hören müßte, oder auch ohne daran zu denken, »hinter mir steht der Teufel.« »Den sehe ich auch«, sagte das Mädchen, »aber den meine ich nicht.«

Eine Gemeinschaft von Schurken

Es war einmal eine Gemeinschaft von Schurken. Das heisst es waren keine Schurken, sondern gewöhnliche Menschen, der Durchschnitt. Sie hielten immer zusammen. Wenn zum Beispiel einer von ihnen etwas schurkenmäßiges ausgeübt hatte, das heisst wieder nichts schurkenmässiges, sondern so wie es gewöhnlich, wie es üblich ist, und wenn er dann vor der Gemeinschaft beichtete, untersuchten sie es, beurteilten es, legten Bußen auf, verziehen und dergleichen. Es war nicht schlecht gemeint, die Interessen der Einzelnen und der Gemeinschaft wurden streng gewahrt und dem Beichtenden wurde das Komplement gereicht, dessen Grundfarbe er gezeigt hatte. So hielten sie immer zusammen, auch nach ihrem Tode gaben sie die Gemeinschaft nicht auf, sondern stiegen im Reigen zum Himmel. Im Ganzen war es ein Anblick reinsten Kinderunschuld wie sie flogen. Da aber vor dem Himmel alles in seine Elemente zerschlagen wird, stürzten sie ab, wahre Felsblöcke.

Von den Gleichnissen

Viele beklagen sich, daß die Worte der Weisen immer wieder nur Gleichnisse seien, aber unverwendbar im täglichen Leben, und nur dieses allein haben wir. Wenn der Weise sagt: »Gehe hinüber«, so meint er nicht, daß man auf die andere Seite hinübergehen solle, was man immerhin noch leisten könnte, wenn das Ergebnis des Weges wert wäre, sondern er meint irgendein sagenhaftes Drüben, etwas, das wir nicht kennen, das auch von ihm nicht näher zu bezeichnen ist und das uns also hier gar nichts helfen kann. Alle diese Gleichnisse wollen eigentlich nur sagen, daß das Unfaßbare unfaßbar ist, und das haben wir gewußt. Aber das, womit wir uns jeden Tag abmühen, sind andere Dinge.

Darauf sagte einer: »Warum wehrt ihr euch? Würdet ihr den Gleichnissen folgen, dann wäret ihr selbst Gleichnisse geworden und damit schon der täglichen Mühe frei.«

Ein anderer sagte: »Ich wette, daß auch das ein Gleichnis ist.«

Der erste sagte: »Du hast gewonnen.«

Der zweite sagte: »Aber leider nur im Gleichnis.«

Der erste sagte: »Nein, in Wirklichkeit; im Gleichnis hast du verloren.«

Franz Kafka, Auf der Galerie

Wenn irgendeine hinfällige, lungensüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarmungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf dem Pferde schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und wenn dieses Spiel unter dem nichtaussetzenden Brausen des Orchesters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft sich fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallsklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhämmer sind - vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, rief das - Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters.

Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen, welche die stolzen Livrierten vor ihr öffnen; der Direktor, hingebungsvoll ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt, als wäre sie seine über alles geliebte Enkelin, die sich auf gefährliche Fahrt begibt; sich nicht entschließen kann, das Peitschenzeichen zu geben; schließlich in Selbstüberwindung es knallend gibt; neben dem Pferde mit offenem Munde einherläuft; die Sprünge der Reiterin scharfen Blickes verfolgt; ihre Kunstfertigkeit kaum begreifen kann; mit englischen Ausrufen zu warnen versucht; die reifenhaltenden Reitknechte wütend zu peinlichster Achtsamkeit ermahnt; vor dem großen Salto mortale das Orchester mit aufgehobenen Händen beschwört, es möge schweigen; schließlich die Kleine vom zitternden Pferde hebt, auf beide Backen küßt und keine Huldigung des Publikums für genügend erachtet; während sie selbst, von ihm gestützt, hoch auf den Fußspitzen, vom Staub umweht, mit ausgebreiteten Armen, zurückgelehntem Köpfchen ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen will - da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.

Franz Kafka, Der plötzliche Spaziergang

Wenn man sich am Abend endgültig entschlossen zu haben scheint, zu Hause zu bleiben, den Hausrock angezogen hat, nach dem Nachtmahl beim beleuchteten Tische sitzt und jene Arbeit oder jenes Spiel vorgenommen hat, nach dessen Beendigung man gewohnheitsgemäß schlafen geht, wenn draußen ein unfreundliches Wetter ist, welches das Zuhausebleiben selbstverständlich macht, wenn man auch jetzt schon so lange bei Tisch stillgehalten hat, daß das Weggehen allgemeines Erstaunen hervorrufen müßte, wenn nun auch schon das Treppenhaus dunkel und das Haustor gesperrt ist, und wenn man nun trotz alledem in einem plötzlichen Unbehagen aufsteht, den Rock wechselt, sofort straßenmäßig angezogen erscheint, weggehen zu müssen erklärt, es nach kurzem Abschied auch tut, je nach der Schnelligkeit, mit der man die Wohnungstür zuschlägt, mehr oder weniger Ärger zu hinterlassen glaubt, wenn man sich auf der Gasse wiederfindet, mit Gliedern, die diese schon unerwartete Freiheit, die man ihnen verschafft hat, mit besonderer Beweglichkeit beantworten, wenn man durch diesen einen Entschluß alle Entschlußfähigkeit in sich gesammelt fühlt, wenn man mit größerer als der gewöhnlichen Bedeutung erkennt, daß man ja mehr Kraft als Bedürfnis hat, die schnellste Veränderung leicht zu bewirken und zu ertragen, und wenn man so die langen Gassen langläuft, - dann ist man für diesen Abend gänzlich aus seiner Familie ausgetreten, die ins

Wesenlose abschwemmt, während man selbst, ganz fest, schwarz vor Umrissenheit, hinten die Schenkel schlagend, sich zu seiner wahren Gestalt erhebt.

Verstärkt wird alles noch, wenn man zu dieser späten Abendzeit einen Freund aufsucht, um nachzusehen, wie es ihm geht.

Franz Kafka - *Reisewagen*

Läufst du immerfort vorwärts, plätscherst weiter in der lauen Luft, die Hände seitwärts wie Flossen, siehst flüchtig im Halbschlaf der Eile alles an, woran du vorüberkommst, wirst du einmal auch den Wagen an dir vorbeierrollen lassen. Bleibst du aber fest, läßt mit der Kraft des Blicks die Wurzeln wachsen tief und breit –, nichts kann dich beseitigen, und es sind doch keine Wurzeln, sondern nur die Kraft deines zielenden Blicks –, dann wirst du auch die dunkle Ferne sehn, aus der nichts kommen kann als eben nur einmal der Wagen, er rollt heran, wird immer grösser, wird in dem Augenblick, in dem er bei dir eintrifft, welterfüllend, und du versinkst in ihm wie ein Kind in den Polstern eines Reisewagens, der durch Sturm und Nacht fährt.«

Hannah Arendt

Aus: Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik (Some Questions of Moral Philosophy) (New School of Social Research, New York , 1965)

Ein Beispiel aus den Erfahrungen, die wir in jüngerer Zeit gemacht haben, veranschaulicht diesen Punkt. Wenn Sie sich die Wnigen, die sehr Wenigen, die im moralischen Zusammenbruch von Nazi-Deutschland vollkommen heil und schuldlos blieben, näher ansehen, werden Sie entdecken, daß diese nir so etwas wie einen großen moralischen Konflikt oder eine Gewissenskrise durchgemacht haben. (...) sie fühlten keine Verpflichtung, sondern handelten im Einklang mit etwas, daß für sie selbstverständlich war, auch wenn es für diejenigen um sie herum nicht merh selbstverständlich war. Ihr Gewissen, wenn es das denn war hatte keinen zwingenden Charakter: es sagte: »Das *kann* ich nicht tun«, anstelle von: »Das *darf* ich nicht tun«

Heraklit

Heraklit sagt: Verständigsein ist die wichtigste Tugend; und die Weisheit besteht darin, das Wahre zu sagen und zu tun in Übereinstimmung mit der Natur, im Hinhorchen.

Überlegungen zur Kunstförderung und kulturellen Entwicklung

Gibt es ein ewiges Geheimnis?

Eine eschatologische Frage als Einleitung - und sie mag kurios erscheinen.

Doch ich denke, dass wir mit dieser Frage für unser Thema Kunst- und Kulturförderung etwas erhellen können, selbst wenn man ein „Nichtwissen“ stets als ein „Noch-nicht-Wissen“ betrachten sollte.

Nachdem wir soeben schon über das „Trinkgelage“ Platons sprachen, möchte ich noch einmal in die Zeit der griechischen Klassik zurückgehen und an eine Legende der hellenischen Kultur erinnern: Alexander der Große sucht Diogenes von Sinope auf und fragt ihn nach seiner Herkunft. Die Antwort des Kynikers lautet „Ich bin einer Bürger dieser Welt, ich bin ein kosmopolites“, und erscheint als erster Ausdruck eines universalen Verständnis in der Geistesgeschichte.

Es war nicht nur eine Eingebung des Diogenes, es gab ein Vorspiel. Der erste Ausdruck einer als "globalisiert" gedachten Heimatlichkeit steht im Zusammenhang mit dem Aufbruch des freien Geistes in der frühen hellenischen Philosophie: In einer raschen Folge von Persönlichkeiten überwand die Vorsokratiker mit Spekulationen über die Prinzipien und Ursprünge des Daseins, die Archai und Aitiai, die regionalen Kosmogonien und Mythologien, menschenähnlichen Götterbilder und Erzählungen. Die offene Bühne der Imagination, des wilden Denkens, der "Sprachspiele" war eröffnet.

Die ersten "Naturphilosophen" Thales und Anaximander also, schlugen Naturstoffe wie Wasser und Luft als Prinzipien vor, wobei sie diese, so der Altphilologe Nietzsche, wohl schon als Metaphern eines abstrakten Prinzips dachten. Bei Anaximander wurde das

Gestaltlose als Seinsprinzip dann erstmals ausdrücklich. Er sprach von dem "Apeiron", dem "Unbegrenzten" oder "Unbestimmten".

Xenophanes aus Kolophon, Schüler des Anaximander, entwickelte den Gedanken des apeiron als das "Eine" weiter. Der Künstlertyp unter den Vorsokratikern – als Kriegsflüchtling schlug er sich als fahrender Sänger im Mittelmeerraum durch – philosophierte in elegischer Form:

*„Ein Gott nur ist der größte, allein unter Göttern und Menschen.
Nicht an Gestalt den Sterblichen gleich, noch in seinen Gedanken.
Stets am selbigen Ort verharret er, ohne Bewegung,
Und es geziemt ihm auch nicht, bald hierhin, bald dorthin zu wandern.*

*Mühlos regiert er das All allein durch sein Wissen und Wollen.
Ganz ist er Sehen; ganz Denken und Planen; und ganz ist er Hören.“*

Mit der Vorstellung eines unerkennbar Umgreifenden erwuchs erstmals auch ein bewusstes Wissen vom Nichtwissen, – das Leitmotiv eines belehrten Nichtwissen, einer docta ignorantia.

*„Sichere Wahrheit erkannte kein Mensch und wird keiner erkennen.
Über die Götter und alle die Dinge, von denen ich spreche.
Selbst wenn es einem auch glückt, die vollkommenste Wahrheit zu künden,
wissen kann er sie nie: Es ist alles durchwebt von Vermutung.*

Mit dem Namensgeber der Epoche, Sokrates, erfuhr das Verständnis der docta ignorantia einen noch deutlicheren Ausdruck. Das "oîda ouk eidōs", Ich weiß als Nichtwissender – oder Ich weiß, dass ich nicht weiß, mit dem der Straßenphilosoph seinen Mitbürgern immer wieder auf die Nerven ging, sei der eigentliche Grund, so der Sokrates in der "Apologie" Platos, warum ihn seine Mitbürger unbedingt loswerden wollten.

Gerade aber in der leidenschaftlichen Perspektive auf die "Grenze", im Verhältnis zum Unerkennbaren tat sich, und so kommen wir zu Kafka, ein besonderer Eros, eine besondere Fülle der Erfahrungsmöglichkeit auf:

„Diese ganze Literatur ist Ansturm gegen die Grenze ...“

„ ... An der Küste ist die Brandung am stärksten, so eng ist ihr Gebiet und so unüberwindlich.“

Kafka beschreibt diese Perspektive, den "zielenden Blick" und somit Übergangsraum zum Unfassbaren als ein erotisches Komplement zwischen der Unabschließbarkeit des Denkens und essenzieller Erfahrung:

„Die Kunst fliegt um die Wahrheit, aber mit der entschiedenen Absicht, sich nicht zu verbrennen. Ihre Fähigkeit besteht darin, in der dunklen Leere einen Ort zu finden, wo der Strahl des Lichts, ohne das dies vorher zu erkennen gewesen wäre, kräftig aufgefangen werden kann.“

Von Xenophanes selbst wiederum erhalten wir eine Erklärung, wie die Überwindung der Mythologien und der Schritt zum universalen Seinsprinzip überhaupt erfolgen konnte: Mit der übergreifenden Perspektive im multikulturellen Umfeld der Städte an der Ägäisküste, den Hafenstädten und Ausgangspunkten der Handelswege nach Asien, Milet, Ephesus und Kolophon, wo also Menschen aus der ganzen damaligen Welt zusammenlebten, - erfuhren die allzu regionalen Mythologien einen Bedeutungsverlust und offenbarten sich als jeweilige Projektionen des Menschen. Die absoluten Wahrheiten der lokalen Horizonte relativierten einander:

*„Stumpfe Nasen und schwarz: so sind Äthiopiens Götter,
Blauäugig und blond: so sehn ihre Götter die Thraker.
Aber die Rinder und Rosse und Löwen,
hätten Sie Hände, Hände wie Menschen zum Zeichnen, zum Malen, ein Bildwerk zu formen,
Dann würden die Rosse die Götter gleich Rossen, die Rinder gleich Rindern malen,
und deren Gestalten, die Formen der göttlichen Körper,
Nach ihrem eigenen Bilde schaffen: ein jedes nach seinem.“*

Wenn uns nun hier, im Blick auf die Ursprünge der hellenischen Kunst und Philosophie sowie in dem Kafka'schen Komplement von Unabschließbarkeit des Denkens, sowie essentieller Erfahrungsmöglichkeit im „gelehrten Nichtwissen“, die Quellen und Ingredienzen der freien Imagination, der Emphase der Kunst, als Leitmotive eines universalen Seinsverständnisses erscheinen, als Universa einer universellen Heimatlichkeit - „Heimath und niemand weiß“ so Hölderlin -, dann mag es erschüttern, dass wir in unserer

Zeit, zweitausend Jahre nach dieser "Akme", dieser entwickelten Reife des Denkens, wieder mit Ideen von Ausschließung konfrontiert sind, mit völkisch-rassistischen Bewegungen und atavistischen Hässlichkeiten, die bis weit in die "Mitte der Gesellschaft" Anklang finden. So kommen wir zu der Frage: gibt es überhaupt so Etwas wie menschliche Entwicklung?

Der Entwicklungsgedanke scheint uns allerdings irgendwie inhärent zu sein. Wir wissen zwar um Epochen der Kulturvergessenheit, um Ereignisse von Zivilisationsbrüchen und Dekanzen, halten aber an der Idee der Entwicklung fest.

Der Schock des breiten Wiederaufkommens nationalen und rassistischen Denkens und Fühlens, wie früher befördert durch scheinwissenschaftliche Publikationen, wie etwa die des Excel-Tabellen-Rassisten Sarrazin, war auch deshalb so groß, weil man sich doch, nach der Ungeheuerlichkeit des Geschehens, nach der Beispiellosigkeit der Barbarei und des Zivilisationsbruchs, zumindest in der Sicherheit wog, nun auf alle Zeiten von dieser erschütternden Schlechtigkeit und Herzenshässlichkeit kuriert zu sein: Nach dem Ausbruch einer solchen katastrophischen Grausamkeit, die uns allen ja noch tief - transgenerativ - in den Knochen steckt, würde eine solche Barbarei nicht wieder aufkommen können. In diesem Gefühl lebten wir, das gab, in allem traumatischen Nachklang über Generationen doch einen gewissen Trost. Und nun, das bestürzende Erlebnis des Rezidivs, bis in breite Bevölkerungsschichten, bis in Schichten „Intellektueller“ und Akademiker ...

An dieser Stelle möchte ich zwei, drei Geister anführen, welche das Verhängnis – nicht in dieser Form aber Tendenz, in beklemmender Voraussicht haben aufkommen sehen, ja prophezeit haben. So können wir, mit Blick auf unser Thema, zum Einen nach dem besonderen Sensorium zu fragen, nach dem Gespür, der Art einer Wissenschaft, mit der kulturelle Entwicklungen so helllichtig erfahren werden konnten. Zum Andern können wir fragen, ob die Analysen in der Sache selbst für unsere Zeit möglicherweise immer noch maßgeblich sind.

Beginnen möchte ich mit Heinrich Heine, mit einem Auszug aus seiner Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie“. Geschrieben fürs französische Publikum im Pariser Exil. Der Text wird kaum noch wahrgenommen, obwohl er plausible Hinweise auf die bis heute unbeantwortete Frage geben kann, wie es zu den Großkatastrophen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhundert hat kommen können. Gegen Ende des Essays, nachdem er zuvor den deutschen Idealismus und seine Imprägnierung mit nationalchauvinistischen Gehalten beleuchtet hat, schreibt Heine:

... und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann ... und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome ... Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner freilich ist auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen ... Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte ...

Geschrieben im Jahr 1835!

Man könnte nun sagen, eine solche Vorhersehung verbinde sich doch immer irgendwie mit einem späteren Geschehen bzw. stelle sich im Nachhinein als Prophetie heraus. Bei Heine aber kann man doch sehr genau nachvollziehen, aus welchem Klima, welchen geistigen Atmosphären, Stimmungen und Mentalitäten der verhängnisvolle Drang sich ihm ankündigte. Er hatte das seismografische Talent, er war Künstler genug – um zu sehen, worauf die Sache hinausläuft. Von den Historikern wurde seine Schrift nicht ernst genommen.

Auch ein anderer Künstler, Hugo Ball, Spiritus rector der Dadaisten, hatte den feineren Sinn für die entscheidenden Momente kultureller Strömungen. Nach dem Ausbruch der ersten Welle der Gewalt, im Jahr 1919, verfasste er seine „Kritik der deutschen Intelligenz“. In einer gleichsam rückblickenden Prophetie deutete er die deutsche Kultur als ein lauerndes Berserkertum, das, im Gewand einer fortschrittlich-preußischen Hochkultur, einem unterschwelligen Drang zu Zerstörung und Gewalt folge.

Auch ein glühender Bewunderer Heines, Friedrich Nietzsche, schildert die atavistischen Untergründe, die, unter dem Firnis einer Kultur des „Schönen, Wahren, Guten“ als eigentlich bestimmende Kräfte am Walten sind. In einer Folge von Texten aus den „nachgelassenen Schriften“ und der „fröhlichen Wissenschaft“ zeigt er die zeitliche Überlagerung kultureller Schichten auf: eine säkulare Gesellschaft wähnt sich noch im Anschluss an eine Gedächtniskultur, lebt aber eigentlich lange schon von der Substanz

und der Erschöpfung wesentlicher Gehalte auf einen Strömungsabriss der Kultur zu, den er in seinen Folgen als ähnlich katastrophisch wie Heine voraussieht. Von einer „Logik des Schreckens“ schreibt Nietzsche, die auf eine „Verdüsterung und Sonnenfinsternis“ zutreibe, „derengleichen es wahrscheinlich noch nie auf Erden gegeben hat.“

Ich möchte Ihnen nun diese Textfolge aus dem Nachlass Nietzsches sowie der „Fröhlichen Wissenschaft“ vortragen, auch weil uns der Text in unserer Frage weiterführt. Denn, gerade in der Situation des „Gott ist tot“ eröffnet sich bei Nietzsche eine neue Perspektive. Mit dem Tod des „alten Gottes“ tritt in der Gestalt des „geborenen Rätselraters“ eine neue Figur auf, eine Art freier Geist oder Künstlertypus – und deutet sich die Möglichkeit eines neuen Horizonts an:

„Wohin ist Gott? Was haben wir gemacht? Haben wir denn das Meer ausgetrunken? Was war das für ein Schwamm, mit dem wir den ganzen Horizont um uns auslöschten? Wie brachten wir dies zustande, diese ewige feste Linie wegzuwischen, auf die bisher alle Linien und Maße sich zurückbezogen, nach der bisher alle Baumeister des Lebens bauten, ohne die es überhaupt keine Perspektive, keine Ordnung, keine Baukunst zu geben schien? Stehen wir denn selber noch auf unseren Füßen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und gleichsam abwärts, rückwärts, seitwärts, nach allen Seiten? Haben wir nicht den unendlichen Raum wie einen Mantel eisiger Luft um uns gelegt? Und alle Schwerkraft verloren, weil es für uns kein Oben, kein Unten mehr gibt?

Und wenn wir noch leben und Licht trinken, scheinbar wie wir immer gelebt haben, ist es nicht gleichsam durch das Leuchten und Funkeln von Gestirnen, die erloschen sind? Noch sehen wir unseren Tod, unsere Asche nicht, und dies täuscht uns und macht uns glauben, daß wir selber das Licht und das Leben sind – aber es ist nur das alte frühere Leben im Lichte, die vergangene Menschheit und der vergangene Gott, deren Strahlen und Gluten uns immer noch erreichen – auch das Licht brauchte Zeit, auch der Tod und die Asche brauchen Zeit! Und zuletzt, wir Lebenden und Leuchtenden: wie steht es mit dieser unserer Leuchtkraft? verglichen mit der vergangner Geschlechter? Ist es mehr als jenes aschgraue Licht, welches der Mond von der erleuchteten Erde erhält.

Große Nachrichten brauchen lange Zeit, um verstanden zu werden, während die kleinen Neuigkeiten vom Tage eine laute Stimme und eine Allverständlichkeit des Augenblicks haben. Gott ist tot! Und wir haben ihn getötet! Dies Gefühl, das Mächtigste und Heiligste, was die Welt bisher besaß, getötet zu haben, wird noch über die Menschen kommen, es ist

ein ungeheures neues Gefühl! Wie tröstet sich einmal der Mörder aller Mörder! Wie wird er sich reinigen!«

Diese lange Fülle und Folge von Abbruch, Zerstörung, Untergang, Umsturz, die nun bevorsteht: wer erriete heute schon genug davon, um den Lehrer und Vorrausverkünder dieser ungeheuren Logik von Schrecken abgeben zu müssen, den Propheten einer Verdüsterung und Sonnenfinsternis, derengleichen es wahrscheinlich noch nicht auf Erden gegeben hat?

Selbst wir geborenen Rätselrater ...“

Hier also tritt die Gestalt auf, die mit dem Verlust des Horizonts doch durchaus etwas anfangen kann, im Erlebnis eines nun zugleich eigenen wie offenen Sinngefüges:

„In der Tat, wir Philosophen und "freien Geister" fühlen uns bei der Nachricht, dass der "alte Gott" tot ist, wie von einer neuen Morgenröte angestrahlt; unser Herz strömt dabei über von Dankbarkeit, Erstaunen, Ahnung, Erwartung, - endlich erscheint uns der Horizont wieder frei, gesetzt selbst, dass er nicht sehr hell ist, endlich dürfen unsere Schiffe wieder auslaufen, auf jede Gefahr hin auslaufen, jedes Wagnis des Erkennenden ist wieder erlaubt, das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, vielleicht gab es noch niemals ein so "offnes Meer““

Ich glaube, philosophische Künstlerpersönlichkeiten wie Simone Weil, Hannah Arendt, Kafka, Benjamin, Wittgenstein und Musil waren sich, in der Zeit zwischen den Kriegen, als der Furor wieder neuen Anlauf nahm, dieser Aufgabe bewusst: Die Säkularisierung, der Bedeutungsverlust der geschlossenen Sinnhorizonte, der kohärenten Wahrheiten, der kanonischen Systeme war unwiderufbar. Der Traditionsbruch erbringt einen Zuwachs an pluralen Formen und die Möglichkeit einer „zügellosesten Individualität des Glaubens“ (Kafka), lässt aber den überforderten "Einzelnen" halt- und orientierungslos zurück. So gilt es, eine neue Form, den gleichsam offenen Horizont einer Tradierbarkeit,

das „offene Meer“, in den Blick zu fassen und zu gestalten. Walter Benjamin beschreibt diese Perspektive mit Blick auf Kafka, er „... habe die Wahrheit preisgeben müssen um die Tradierbarkeit zu retten“.

„Die Wahrheit preisgeben“ – eine fixierte, kanonische, eine festgestellte Wahrheit überwinden, so meint es Benjamin, um an ihrer Stelle die offene Überlieferung eines kulturellen Gedächtnis, einer „Tradierbarkeit“ zu gestalten. Kafka selbst beschreibt die Hoffnung auf eine so kommemorativ wie offene Kultur in einer Sentenz im Tagebuch aus dem Jahr 1922 als Kabbalah, im Wortsinn, Überlieferung:

„Diese ganze Literatur ist Ansturm gegen die Grenze und sie hätte sich, wenn nicht der Zionismus dazwischen gekommen wäre, leicht zu einer neuen Geheimlehre, einer Kabbala entwickeln können. Ansätze dazu bestehen. Allerdings ein wie unbegreifliches Genie wird hier verlangt, das neu seine Wurzeln in die alten Jahrhunderte treibt oder die alten Jahrhunderte neu erschafft und mit dem allen sich nicht ausgibt, sondern jetzt erst sich auszugeben beginnt.“ (Tagebuch) 1922

Wie aber kann man sich solche Formen der Anknüpfung und Wieder-Holung in der „Moderne“, in offenem Charakter vorstellen. Wie wäre das scheinbare Paradox von Individualität und Unabschließbarkeit des Denkens einerseits und andenkender Akkumulationen andererseits denkbar – als Kultivierung einer grundlegenden Musikalität, eines ethischen, musischen und kreativen Horizonts?

Kafka beschreibt das Projekt einer Kabbalah – im Wortsinn „Überlieferung“ – als eine „Geheimlehre“. Er meint damit nicht eine esoterische, nur für Wenige bestimmte Form, sondern wiederum: eine komplementäre Methodik, eine Wissen-Schaft vor dem Hintergrund des Nichtwissens, eine Lehre in der Methodik des Wechsels von Wissen und Ahnungsweisen in einer Musikalität der Perspektive auf das "ewige Geheimnis".

Mit der Wendung „sondern (immer) jetzt erst sich auszugeben“ im letzten Satz des Abschnitts betont Kafka die Herausforderung der Moderne: Die Ermöglichung des Paradox von kollektiver Gedächtniskultur und offener Erinnerungskunst, getragen vom unbedingt Einzelnen in der "erfüllten Zeit", im aktuellen wie offenen Augenblick. „Mit dem allen sich Ausgeben“ dagegen würde bedeuten, im Ausgreifen in die Jahrhunderte, mit den Quellen sich erneut fest einzurichten und zu kanonisieren.

In dieser Methode, dem Komplement des erotischen Verhältnisses auf das Nichtwissen – 'Diese ganze Literatur ist Ansturm gegen die Grenze' – und der so auch akkumulativen Fülle der Erfahrung – einer Methodik, die, wie eben schon beschrieben, in der Vorsokratik erstmals ausdrücklich wurde – findet Kafka Bestätigung bei einem Zeitgenossen: Ludwig Wittgenstein.

Zur Zeit als Kafkas Aufenthalt in Zürau zuende ging, schloss Wittgenstein seine Arbeit an der „Logisch-philosophischen Abhandlung“ ab, dem „Tractatus“, seinem einzigen zu Lebzeiten erschienen Buch. Der berühmte, fast schon schlagwortartige Schlußsatz des Buchs

„Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“

wurde zumeist im Sinne des Positivismus und der analytischen Philosophie dahingehend verstanden, dass, worüber man nicht sprechen könne, auch keine Bedeutung habe, ja, erst gar nicht in Betracht komme. Wittgenstein selbst weist in der „Abhandlung“ allerdings in aller Deutlichkeit auf den Offenbarungscharakter in der Perspektive auf das Unerklärliche hin:

„Es gibt allerdings Unaussprechliches, diese zeigt sich, es ist das mystische.“

Die Bedeutsamkeit für Wittgenstein zeigt sich darin, dass er die Perspektive einer transzendenten Intuition für die Erfahrung eines unmittelbar ethischen Gefühls oder einer ethischen Musikalität, einer intrinsischen Ethik als wesentlich beschreibt:

„Es ist klar, dass sich die Ethik nicht aussprechen lässt, die Ethik ist transzendental.“

Diese in der Vorsokratik, bei Kafka, Simone Weil und Wittgenstein gemeinsame Methodologie in Bezug auf das „ewige Geheimnis“ können wir in einem schönen Satz Walter Benjamins noch einmal zusammenfassend wiederfinden, einem Satz, der womöglich als so kurze wie distinkte Beschreibung der Künste überhaupt gelten kann:

„Wahrheit ist nicht Enthüllung, die das Geheimnis vernichtet, sondern Offenbarung die ihm gerecht wird.“

Die Überlegungen aus den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zeigen, dass es hier wohl noch einen Nachklang, den Übergangsraum einer sich erschöpfenden Religiosität gab, eine sich läuternde, von den kohärenten Formen und Institutionen sich

lösende „unsichtbare Religion“ (ein Begriff Hugo Balls, den der deutsch-amerikanische Soziologe Thomas Luckman aufgreift), eine Integration des Numinosen, die sich von allen Instanzen und institutionellen Schranken löst und als essentielle Perspektive der Kunst und Ethik, ja der gesamten „Musikalität“ des Menschen neu gedacht und erlebt werden konnte.

Vielleicht ist dies – das möchte ich dem folgenden Gespräch anheimstellen – ein Mangel unserer Zeit, dass Resonanzen und Stimmen solcher Art heute wenig Gewicht haben. Die Quellen der Überlieferungen, die Namen der Tradentinnen und Tradenten sind uns vertraut, der Zusammenhang aber, der in ihrem "Geistergespräch" anklingt nicht mehr "in Gebrauch".

Womöglich auch infolge einer Ära der "Ironie" in den fünf Dekaden nach der Großkatastrophe der Menschheit vor mehr als 70 Jahren, der – auch verständlichen – Abkehr von allen irgendwie eschatologischen Perspektiven. Heute, nach drei weiteren Dekaden der gesteigerten Ökonomisierung stehen wir vielleicht in einer Situation wie der von Nietzsche beschrieben: Unmerklich zehren wir vom Nimbus, einer Reststrahlung früherer Kräfte, und in einer Art Halbwertzeit substantieller musischer Entkräftung steht uns ein exponentiell sich verstärkender Bedeutungsverlust, ein Strömungsabriss in der Kunst, der Literatur und Musik bevor, ja hat schon stattgefunden.

Daher mein Plädoyer in dieser Skizze, im Sinne einer Förderung der Künste, über strukturelle und kulturpolitische Initiativen hinaus die eben beschriebene Grundfrage einer "Musikalität" einzubeziehen, sie zu formulieren, sie überhaupt aufzuzeigen und vermittelbar zu machen.

Die Kultivierung einer "Erinnerungskunst" – eine Nuancierung des Begriffs steht noch aus – braucht lokale Gestaltung und kommunitäre Formen. Im „onomato künstlerarchiv“ in Düsseldorf sind wir seit etwa 20 Jahren bestrebt einen übergreifenden Bezugsrahmen zu gestalten, auch, nach einem besonderen Konzept, genannt „kepos“, im Rahmen eines Arbeitsstipendiums für jährlich 10 Künstlerinnen und Künstler. Die Bezeichnung nach dem epikuräischen "Garten", dem kepos, einem diatribischen Konkurrenzunternehmen zu dem elitären Gartenhain der platonischen Akademie steht für den Versuch, eine stets erneuernde, lebendige Anverwandlung und Bezugnahme der verschiedenen Genres der Künste, Philosophie und Literatur im Rahmen zeitbasierter Medienkunst zu gestalten. Wir streben die Ausweitung dieser Form auf eine größere Institution an, die Gründung einer von Beginn an aus diesem Gedanken gestalteten "kepos"-Kunstakademie in Düsseldorf.

Abschließend möchte ich noch sagen: Die Frage nach einer Wirksamkeit in der Förderung von Kunst, Bildung und, in diesem Zusammenhang, nach der "Musikalität" einer Gesellschaft, der offenen Form einer Überlieferung und Erinnerungskunst, der Gestaltung von Umfeldern eines kollektiven Gedächtnis, kommemorativen Momenten und einer musischen Bildung, sind, z.B. mit Blick auf eine intrinsische Verantwortlichkeit und Herzensbildung so elementar – wir haben es bei dieser Frage nicht nur mit der Förderung der Künste als Überbau von ansonsten primären gesellschaftlichen Faktoren zu tun. Nein, es geht hier sprichwörtlich ums Ganze.